

Jens Warburg

---

## Der industrialisierte Tod

Nachdem Adorno im Herbst 1944 in einer amerikanischen Wochenschau einen Beitrag zur Eroberung von Südseeinseln durch US-Marines gesehen hatte, notierte er, dass er nicht den Eindruck habe, Kämpfe zu beobachten, sondern zu sehen wie „mit unermesslich gesteigerter Vehemenz“ mechanische Straßen- und Sprengarbeiten durchgeführt werden. Ihn erinnerten diese Bilder ans „Ausräuchern, Insektenvertilgung im tellurischen Maßstab“ (Adorno 1987: 66). Seine Wahrnehmung weist eine ungebrochene Aktualität auf, denn bis heute halten Bilddokumentationen vom Kampfgeschehen fast immer die gleichen Szenen fest. Damals wie heute sehen die Zuschauer, wie Truppen und Material transportiert werden, wie Maschinen, z.B. Flugzeuge und Hubschrauber, ihre Waffen einsetzen, wie Artillerie und Maschinengewehre Munition verfeuern.<sup>1</sup> Genauso selten wie 1944 sind dagegen Aufnahmen von Kämpfen im Sinne von feindlichen Begegnungen der Soldaten auf den Schlachtfeldern zu sehen. Die Videoclips, die heute die Einschläge von Cruise Missiles und lasergesteuerten Bomben in Bunkern, Depots und Brücken zeigen, sind eine konsequente mediale Vorstellung vom Krieg, der keinen Kampf kennt. In der kalten Ästhetik der tonlosen und in Grautönen gehaltenen Bilder wird ein leidenschaftsloser Einsatz von Technik gegen leblose Objekte dokumentiert. Selbst die letzten Spuren von Schrecken, Leid und Tod sind darin getilgt. Es wäre aber ein Trugschluss aus der absichtsvollen Veröffentlichung dieser Bilder vom Krieg das Fazit zu ziehen, sie würden nichts über seine Realität aussagen. Denn sie wurden keineswegs eigens für die Kriegspropaganda geschaffen, sondern sie knüpfen an der technisch-administrativen Seite der heutigen Kriegführung an. Sie sollen suggerieren, dass die kriegerischen Mittel effektiv und rational eingesetzt werden und nur diejenigen treffen, die es verdient haben.<sup>2</sup> Nichtsdestotrotz bilden sie einen Teil der Realität des Krieges ab.

---

1 Jenseits der Berichterstattung aus den Pressestellen der westlichen Alliierten, sind auch die Folgen dieser Waffeneinsätze in den Nachrichten zu finden: zerstörte Gebäude, verwüstete Landschaften und Tote, Verletzte, sowie Menschen, die versuchen, aus den Kampfzonen zu fliehen.

2 Deshalb ist es sicher kein Zufall, dass erstmals im Afghanistan-Krieg 2001 auf einem solchen Video auch der Tod eines Menschen gezeigt wurde. Ob damit aber ein neuer Umgang mit dem Bildmaterial eingeläutet wurde, oder ob es sich bei dieser Präsentation des Tötens um ein einmaliges Vorkommnis handelt, muss an dieser Stelle offen bleiben.

Im folgenden sollen Kontinuitäten und Wandel der Kriegführung seit dem 19. Jahrhundert skizziert werden. Dabei konzentriert sich die Darstellung auf die Landkriegführung. Sie ist, so die hier vertretene These, von einer zunehmenden Industrialisierung des 'Soldatenhandwerks' geprägt. Nach einem Überblick über das Kriegsgeschehen im 20. Jahrhundert soll gezeigt werden, dass die militärische Kriegführung bereits vor ihrer Industrialisierung Versachlichungstendenzen des Verhältnisses von Tod und Getötetwerden aufwies, der Einsatz von Maschinen ihnen aber zusätzlichen Auftrieb gab.

## Das industrialisierte Schlachtfeld

Die heutigen Kriegswaffen entfalten ihre tödliche Wirkung nicht, indem man sie, wie Schlaginstrumente, Hieb- und Stichwaffen als Gegenstände auf das Schlachtfeld trägt und mit ihnen den Gegner attackiert. Die Soldaten können heute noch nicht einmal (wie bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts) ihre Kugeln selber gießen, um ihre Waffen mit Munition zu versehen. Haben sie einmal ihre Munition verschossen, hängt ihre weitere Beteiligung am Kampfgeschehen davon ab, ob sie mit neuer Munition versorgt werden. Verfügt ein Infanterist über keine Munition mehr, wird seine Waffe zum lästigen Gegenstand, den er konsequenterweise häufig wegwirft. Allgemein gilt: Um dauerhaft im Kampf eingesetzt zu werden, sind Kriegswaffen auf eine ständige Zufuhr von Munition und häufig darüber hinaus von Verschleißteilen, Schmier- und Treibstoffen angewiesen, ohne die sie ihre Destruktionskraft nicht entfalten können. In den Kriegen werden deshalb nicht nur vorwiegend Waffen eingesetzt, die industriell gefertigt wurden, sondern ihr Einsatz setzt voraus, dass das Schlachtfeld dauerhaft mit den Stätten der industriellen Produktion verbunden bleibt, dem Hinterland.<sup>3</sup> Eine solche Verbindung ließ sich kaum mit vorindustriellen Mitteln, dem Transport von Gütern durch Zugtiere und Karren, bewerkstelligen. Historisch fußt deshalb die Industrialisierung des Kriegsgeschehens auf der Industrialisierung der Transportmittel, also dem Aufbau von Eisenbahnstrecken.

Seit den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts war die Eisenbahn so weit ausgebaut, dass sie für das Kriegsgeschehen genutzt werden konnte.<sup>4</sup> Ihr Einsatz erhöhte die Beweglichkeit der Truppen enorm. Die Grenze, die zuvor durch Belastbarkeit und Geschwindigkeit vor allem des Pferdes gesetzt war, wurde durchbrochen. Die Zeit für die Konzentration und die Verlegung von Trup-

3 Für die kolonialen Eroberungen im 19. Jahrhundert konnte auf eine solche permanente Anbindung noch verzichtet werden, weil diejenigen, die es zu unterwerfen galt, selten in der Lage waren, die europäischen Truppen in anhaltende Kämpfe zu verwickeln. Heute haben insbesondere Transportflugzeuge die Aufgabe, den notwendigen ständigen Nachschub sicherzustellen, wenn Truppen in entfernt gelegenen Regionen intervenieren sollen.

4 Welche umfangreichen Vorbereitungen der Eisenbahntransport erforderte, ist Messerschmidt (1975/6: 360f) zu entnehmen.

pen über weite Entfernungen, vorher ein Prozess von Wochen und Monaten, schrumpfte auf wenige Tage zusammen.<sup>5</sup> Schnell wurde die Eisenbahn auch zum Transport von Munition und Nahrungsmitteln eingesetzt. Solange noch keine Autos zur Verfügung standen, mussten diese Güter zwar weiterhin von den Bahnhöfen mit Fuhrwerken zu den Truppen gebracht werden, trotzdem wurde damit die Versorgung aus dem Hinterland erheblich intensiviert. Die Versorgung der Truppen aus der Region, in der sie sich aufhielten oder durch die sie zogen, die vor allem bei langanhaltenden Kriegszügen zu den buchstäblichen Verheerungen führten, verlor allmählich an Dringlichkeit. Dies bedeutete einerseits eine Eingrenzung des Krieges, weil die Zivilbevölkerung nun nicht mehr unbedingt zur Versorgung der Soldaten gezwungen wurde, hob andererseits aber eine bis dahin wichtige Hemmung des Kriegsgeschehens auf. Solange die Versorgung aus dem Hinterland gewährleistet blieb, verloren die vor Ort herrschenden Lebensbedingungen und Jahreszeiten an Relevanz. So blieb es für die Soldaten beschwerlich im Winter Krieg führen zu müssen, doch musste das Kriegsgeschehen in dieser Zeit nicht mehr wie bisher weitgehend ruhen. Allgemein gesprochen bewirkte die Revolutionierung des Transportwesens, die später durch die Dampfschiffahrt sowie durch Fahrzeuge mit Verbrennungsmotoren ergänzt wurde, dass viele Güter und Truppen gleichzeitig und schneller bewegt werden konnten.<sup>6</sup> Dadurch rückten die Kriegsgebiete näher an das Hinterland heran und die zwischen beiden liegenden Räume (vom Gebirge bis hin zum Meer) verloren an Gewicht. Die Industrialisierung des Kriegsgeschehens blieb der Organisation des Militärs und seiner Angehörigen nicht äußerlich. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg wurden die bürokratischen und logistischen Bestandteile immens erweitert. Immer mehr Truppenteile verrichteten Arbeiten zur Vor- und Nachbereitung des Destruktionsprozesses. Seit dem 19. Jahrhundert sank deshalb beständig der Anteil der Soldaten, die unmittelbar kämpfend auf dem Schlachtfeld auftraten. Um die Koordination der Truppen für den Aufmarsch, ihr Zusammenwirken im Gefecht und den Einsatz z.B. von Flugzeugen und U-Booten sicherzustellen, stieg gleichzeitig die Zahl der Soldaten, die ausschließlich für die Kommunikation zuständig waren (vgl. Kaufmann 1995). Es entstand ein Militärapparat, der, neben den zunehmend spezialisierten Gefechtseinheiten,

---

5 Angefangen vom Krieg zwischen Frankreich und Österreich um die Vorherrschaft in (Ober-) Italien (1859), hin zum Krieg zwischen Österreich und Preußen (1866) und zum Deutsch-Französischen Krieg (1870/71) wuchs die Bedeutung des Transportmittels Eisenbahn beständig.

6 Die klimatischen und geographischen Bedingungen verloren auch deshalb an Bedeutung, weil die Energie für den Transport primär nicht aus den aktuellen und lokalen Reproduktionsprozessen gewonnen wurde, sondern aus fossilen Brennstoffen. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass Futter für Pferde und andere Zugtiere ein leicht verderbliches Massengut war. Aufgrund seines Volumens eignete es sich nicht für den Transport über weite Entfernungen durch Fuhrwerke.

einen Großteil seines Personals mit bürokratischen und industriellen Arbeitstechniken vertraut machen musste, wie sie auch in jedem beliebigen industriellen Produktionsprozess anfallen. Diese Tätigkeiten waren aber nur der Form nach identisch mit industriellen Produktionsprozessen, da sie von vornherein auf die Zerstörung des hergestellten Objektes ausgerichtet waren. Der erste Krieg, in dem deutlich wurde, wie entscheidend ein Sieg von der Verknüpfung des Kriegsgeschehens mit dem (industrialisierten) Hinterland abhängig geworden war, war der Krimkrieg (1854-56). Ein Heer, das zum größten Teil aus französischen und englischen Truppen bestand, belagerte fast ein Jahr lang die von russischen Truppen belegte Festung Sewastopol. Die Kriegsparteien konnten sich kaum aus dem umliegenden Land versorgen, sondern mussten Truppen, Ausrüstung und Lebensmittel über eine Entfernung von einigen tausend Kilometern in das Kriegsgebiet schicken. Während die russische Seite auf Pferdefuhrwerke zurückgriff, wurden die alliierten Truppen über See versorgt, was den Transport von Massengütern begünstigte. Diesen Vorteil konnte der zaristische Staat nicht einmal durch die Beschlagnahmung von bis zu 125.000 Bauernkarren ausgleichen. Ungenügend versorgt, in den letzten Tagen mit bis zu 52.000 Granaten am Tag beschossen, gaben die russischen Truppen die stark zerstörte Festung am Ende auf (vgl. McNeill 1984: 204f).

Im US-amerikanischen Sezessionskrieg (1861-65) stellte dagegen die Eisenbahn das entscheidende Transportmittel für die Verlegung von Truppen und deren Versorgung dar. Die Armeen beider Seiten konnten sich zu Hunderttausenden jahrelang in zum Teil dünn besiedelten Regionen bekämpfen, weil sie ihren Nachschub durch Eisenbahnen aus einer Entfernung von mehreren hundert Kilometern bezogen. Die Südstaaten waren zwar in den Schlachten zu Beginn des Krieges siegreich, da sie mit routinierten militärischen Befehlshabern aufwarten und hoch motivierte Truppen einsetzen konnten. Den Krieg gewannen sie trotzdem nicht, da die Nordstaaten gegenüber dem eher agrarischen Süden über das größere Industriepotential und ein besser ausgebautes Eisenbahnnetz verfügten. Die Fähigkeit, geschlagene Armeen schnell wieder aufzubauen und zu versorgen, entschied in diesem Fall also den Krieg. Die Unionstruppen erzwangen die Kapitulation, indem sie mit der Besetzung und Verwüstung großer Teile Georgias das konföderierte Eisenbahnnetz unterbrachen (vgl. McNeill 1984: 216; Wallach 1972: 25f).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert zeigten sich die unmittelbaren Folgen der technischen Innovationen auch für das Geschehen auf dem Gefechtsfeld. Zu dieser Zeit wurde die industrielle Massenfertigung von Handfeuerwaffen möglich, die es gestattete, binnen relativ kurzer Zeit die Streitkräfte eines Staates mit jeweils neuen und verbesserten Gewehrtypen auszurüsten. Als die neuen „gezogenen Gewehre wirksame Schussweiten erreichten, die an die der Artillerie herankamen und sie sogar noch übertrafen“ (Regling 1979:

343f), schienen sie diese Waffengattung vollständig in Frage zu stellen. „Es wirkte wie ein Schock, als während der kriegerischen Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der Revolution von 1848 in Baden, Schleswig, Ungarn und Italien, wie dann auch im Krimkrieg Artillerie ihre Stellungen räumen musste, weil sie aus Entfernungen zwischen 300 und 500 Metern von Infanterie beschossen wurde“ (ebd.). Doch die Artillerie sollte ihre Geschosse gleichfalls in immer schnellerer Folge und über größer werdende Entfernung wirkungsvoll einsetzen. So konnte die deutsche Feldartillerie 1870/71 französische Truppen mit Granaten und Schrapnells aus 3.800 bzw. 2.200 Meter Entfernung unter Beschuss nehmen (Regling 1979: 346). Durch die Verbesserungen der Gewehre und der Artillerie wurde der Angriff in geschlossenen Gefechtsformationen, die bis dahin für die Truppenführung als unverzichtbar galten, auf in Deckung liegende Soldaten für die Angreifer zu einem äußerst verlustbringenden Unternehmen. Da ihre Annäherungsgeschwindigkeit vom Gleichschritt der Formation abhing, konnten sie sich nur im Schrittempo den Stellungen der Verteidiger nähern, was bedeutete, auf weite Entfernung hin gut sichtbar zu sein und unter Feuer genommen zu werden. Die Angreifer hatten diesem Beschuss wenig entgegenzusetzen, wenn die Verteidiger Hinterlader hatten, die nicht im Stehen geladen werden mußten. Dennoch wurde in Deutschland noch bis zum Reglement von 1888 offiziell am Angriff in geschlossenen Formationen festgehalten. Erst danach wurde die Konsequenz gezogen, die die Soldaten zuvor bereits „instinktmäßig gefunden“ (Engels 1894: 158) hatten: Der Angriff erfolgte seitdem im Schützenschwarm, der im Laufschrift möglich war (vgl. auch Regling 1979: 335f). Durch das in den 1880er Jahren entwickelte rauchschwache Pulver wurde außerdem die Tarnung von Soldaten, die aus einer Deckung heraus schossen, entscheidend verbessert. Enttarnte sich zuvor jeder Soldat mit dem ersten Schuss, der durch eine Rauchwolke seine Position markierte, so wurden die Kämpfe nun wesentlich unübersichtlicher (Storz 1992: 26).

Als die industriell hergestellte Munition als Massengut durch die Eisenbahn zumindest in die Nähe der Geschützstellungen transportiert werden konnte, eröffnete sich durch die gesteigerte Schussfolge für die Artillerie eine neue Einsatzmöglichkeit. Denn bei Verfügbarkeit großer Munitionsmengen wurde es zweckmäßig, die Geschosse selbst dann abzufeuern, wenn kein Gegner sichtbar war, man aber annahm, dass sich gegnerische Truppen in einem bestimmten Raum aufhielten. Zugleich wurde es möglich, den vor den eigenen Stellungen gelegenen Raum großflächig in eine tödliche Zone zu verwandeln und ihn damit für angreifende Truppen zu sperren. Dieses Potential besaß besonders das Maschinengewehr, das in unterschiedlichen Varianten Ende der 80er Jahre – bevorzugt in Gestalt des Maximgewehrs (1883 patentiert) – bis zum Ersten Weltkrieg bei allen Streitkräften der europäischen Großmächte Einzugs hielt (vgl. dazu ausführlich Keegan (1991, 272f).

All dies sollte bis zum Ersten Weltkrieg die Verteidigung gegenüber dem Angriff begünstigen. Vorausgesetzt die Verteidiger verfügten über ausreichend Munition, wurde es unmöglich, ohne Deckung eine Stellung anzugreifen – unabhängig von der Zahl der beteiligten Soldaten. Angreifende Soldaten hatten überhaupt nur noch dann die Chance, eine Verteidigungsstellung lebend zu erreichen, wenn durch Artilleriebeschuss, bzw. durch das Feuer von anderen Infanteristen, die in Deckung lagen, die Verteidiger zumindest darin behindert wurden, ihre Waffen auf die Angreifenden abzufeuern.

Von nun an bestimmten die zwei Prinzipien Unsichtbarkeit und Deckung die Gefechtsform. Erstens mussten Angreifer wie Verteidiger darauf achten, den Gegner über den eigenen Standort im Ungewissen zu lassen, damit er sein Artilleriefeuer im Raum verteilte. Zweitens wurde es notwendig, jede sich bietende Chance der Deckung auszunutzen, um die Waffenwirkung mit möglichst geringen Verlusten zu überstehen. Wo keine natürliche Deckung vorhanden war, musste welche geschaffen werden. Verteidiger wie Angreifer gruben sich deshalb ein, letztere mit dem Ziel, sich durch Gräben möglichst nah an die Stellungen der Verteidiger heranzuarbeiten. Das Schlachtfeld – zuvor mit vielen Menschen angefüllt – entleerte sich. Diese Entleerung bedeutete aber nicht, dass weniger Menschen auf dem Schlachtfeld waren, sondern, dass die Gegner sich, wenn überhaupt, nur noch für kurze Augenblicke sehen konnten.

Die neuen Prinzipien erzwangen eine generelle Revision der infanteristischen Gefechtsform. Für die Kavallerie bedeutete das, dass ihre Angriffsfunktion in Frage gestellt wurde, denn der Nachteil, ein gut sichtbares Ziel darzustellen, ließ sich immer weniger durch die Geschwindigkeit kompensieren, mit der ein Pferd die tödliche Zone durchqueren konnte (vgl. Storz 1992: 52, 269ff). Über die Konsequenzen für die Kriegführung, die aus der Industrialisierung des Krieges zu ziehen waren, wurde unter den Militärs in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg heftig gestritten. Sie rangen nicht nur um die Frage, welche Bedeutung der Kavallerie weiterhin zukommen konnte. Andere Probleme waren, wie weit die unmittelbare Kontrolle über die Soldaten notwendig war, damit diese ihre Waffen nicht wahllos abfeuerten, ihre Munition verschwendeten oder während eines Angriffs einfach in Deckung verharren. Diese Unsicherheiten schlugen sich in einer Vielzahl von Widersprüchen nieder. So förderte das deutsche Militär von Beginn an die Entwicklung von Luftfahrzeugen und subventionierte LKWs im zivilen Transportgewerbe, konnte sich aber nicht von der Kavallerie trennen.<sup>7</sup> Quasi als Kompromiss zwischen Ein-

---

7 Der Einführung des LKW wurde in Deutschland durch die Subventionierung beschleunigt. In der Brauereiwirtschaft war fast die Hälfte des Fahrzeugbestandes vom Militär subventioniert worden (vgl. Storz 1992: 353). Von einer vollständigen Motorisierung waren die deutschen Armeen, von Ausnahmen wie dem ‚Afrikakorps‘ abgesehen, selbst im Zweiten Weltkrieg noch weit entfernt.

sicht und konservativem Festhalten am Althergebrachten wurden die Kavalleristen lediglich dazu angehalten, ihre Übungen der Attacke mit dem blanken Säbel und der Lanze um das Gefecht zu Fuß zu ergänzen. Ein weiterer Widerspruch betraf die Tarnung. Aufgrund der Erfahrungen, dass sich gedeckte Uniformfarben bei den Kolonialtruppen als vorteilhaft für die Tarnung erwiesen hatten, verschwanden um die Jahrhundertwende die bunten Uniformen, mit denen die Truppen noch in den Deutsch-Französischen Krieg gezogen waren.<sup>8</sup> Der Absicht, die Truppe im Feld besser zu tarnen, widersprach aber eklatant die gleichzeitig beibehaltene sogenannte Pickelhaube, deren Helmspitze keinerlei funktionale Bedeutung hatte. Einem preußischen Generalstabsoffizier fiel vor dem Krieg auf, dass es „ein Widerspruch (ist), wenn wir dem Mann lernen, wie er von jeder, auch der geringsten Deckung im Gelände, selbst von einer Ackerfurche oder einem Feldrain, Nutzen ziehen vermöge, und doch seinem Kopf eine künstliche Erhöhung zuteil werden lassen, wenn wir bemüht sind, sein Auge an die kleinsten Ziele zu gewöhnen, ihn selbst aber zu einem sichtbaren Ziele machen als es nötig ist“ (zit. nach Storz: 288). Die Beibehaltung der Pickelhaube war nach Storz eine Konzession an die Aversion des Kaisers gegen eine funktionale, aber weniger imposante Kleidung.

Mit dem Ersten Weltkrieg zeigte sich, dass in Kriegen, in denen Kontrahenten ihre Industriekapazitäten einbringen können, nicht unbedingt derjenige den Krieg verliert, der die größeren Verluste erleidet. Die Bedeutung der Verluste trat für die Frage Sieg oder Niederlage vielmehr in dem Maße zurück, als es gelang, dem Krieg neue Kräfte zuzuführen. Mit der Abhängigkeit des Kriegsgeschehens von der ständigen Mobilisierung neuer Ressourcen zielten die militärischen Operationen verstärkt auf eine Unterbrechung der Versorgungslinien der gegnerischen Truppen. Der Gedanke, diese zu umfassen, sie von ihren rückwärtigen Verbindungslinien abzuschneiden, lag der Kriegführung zu Lande im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg zugrunde.<sup>9</sup> Der Erfolg der Verteidiger hing seither von der Vereitelung der Umgehung bzw. dem Durchbruch durch die eigenen Linien ab. Aus diesem Grund bildeten sich im 20. Jahrhundert auch immer wieder geschlossene Frontlinien zwischen den gegnerischen Parteien heraus, zuletzt im Krieg zwischen Eritrea und Äthiopien (1998/99). Gefechte und Schlachten waren bei einer solchen Frontbil-

---

8 Das gesamte deutsche Heer wurde erst ab 1907 mit grauen Uniformen ausgestattet (Matuschka 1968: 210).

9 Der Schlieffenplan, der 1914 den Krieg im Westen zugunsten der deutschen Streitkräfte entscheiden sollte, basierte auf dem Gedanken, möglichst schnell in den Rücken der französischen Truppen zu gelangen (vgl. Wallach 1972: 121f). Im Zweiten Weltkrieg sollten die gegnerischen Truppen durch Frontdurchbrüche und Zangenoperationen abgeschnitten und eingekesselt werden. Der Barbarossa-Plan sah beispielsweise vor, die sowjetischen Truppen am Ausweichen in den rückwärtigen Raum zu hindern und nach ihrer Einkesselung zu vernichten (vgl. hierzu Boog u.a. 1991: 246f).

dung lediglich Höhepunkte eines gewalttätigen Prozesses, in denen die Kontrahenten versuchten, durch die gegnerischen Linien zu brechen. Wenn dies nicht gelang, entstanden Destruktionsräume, wie es sie vorher allenfalls bei Belagerungen gegeben hatte.

Im Ersten Weltkrieg führte die Überlegenheit der Verteidigung vor allem an der Westfront zu einer Erstarrung der Front, zum Stellungskrieg. Im Verlauf von vier Jahren versuchte die Generalität beider Seiten durch zahlreiche Großangriffe immer wieder die gegnerische Front zu durchbrechen. So kam es zu Materialschlachten, in denen Millionen Soldaten getötet wurden. Die Generäle verstanden es in dieser Zeit kaum, Lehren aus ihren gescheiterten Operationen zu ziehen. Erst 1918 gelangen durch neue Einsatzkonzeptionen der Infanterie (z.B. der Sturmtruppen auf deutscher Seite), Schwerpunktbildungen bei Angriffen und den Masseneinsatz von gepanzerten Fahrzeugen (8.8.1918 bei Amiens) Einbrüche in das gegnerische Stellungssystem (vgl. Regling 1979: 516f). Panzer spielten seitdem eine entscheidende Rolle, um den vom Gegner beschossenen Raum zu durchqueren. Sie ermöglichten es den Insassen sowie der sie begleitenden Infanterie, sich hinter einer Deckung zu verbergen. Gleichzeitig sollen Panzer durch den Einsatz von Maschinengewehren und Kanonen den Gegner zwingen, Deckung zu suchen. Die Ausbildung einer Frontlinie, wie im Westen während des Ersten Weltkrieges, blieb danach eine Ausnahmeerscheinung. Doch sowie ein Gebiet auch nur für kurze Zeit umkämpft war, stellten sich Verhältnisse ein, die denen des Stellungskrieges im Ersten Weltkrieg ähnelten. Sowohl im Zweiten Weltkrieg, als auch danach, etwa im Koreakrieg oder im ersten Golfkrieg zwischen dem Iran und Irak (1980–88), durchzog ein Grabensystem den Raum und suchten die Soldaten in der Erde Schutz. Der Stellungskrieg ist ein Zeichen für eine Pattsituation zwischen den Kriegsparteien.

Im industriellen Krieg erzeugten die Waffen Tötungszonen, die zwischen den Kriegsparteien lagen, und die man auch als Niemandsland bezeichnete. Selten wurde gezielt auf einzelne Menschen geschossen. Wenn ein Soldat auf dem leeren Schlachtfeld einen Gegner sah, war er meist entweder tot oder ein Gefangener. Der Nahkampf im Krieg wurde selten und entschied kaum noch über den Verlauf eines Gefechtes. Paradigmatisch waren hierfür die Verhältnisse an der Westfront des Ersten Weltkrieges. Soviel Elend, Leid und Tod bereits der Kriegszustand in vorindustriell geführten Kriegen für die Menschen bereithielt, und so groß die Gefahr war, zu verhungern und an einer Krankheit zugrunde zu gehen – die Todesgefahr im Rahmen eines Gefechtes bestand meist nur für relativ kurze Zeiträume. So heftig die Affekte des Einzelnen waren, so traumatisch das hier Erlebte auf ihn wirkte, erst jetzt wurden die todbringenden und tödlichen Verhältnisse zu einem Dauerzustand. Für Soldaten bedeutete der permanente Kriegszustand, dass sie Todes- und Tötungsbereitschaft in einem zuvor unbekanntem Ausmaß in ihren Alltag inte-

grieren müssen. Da Menschen keine Maschinen sind, blieb ihre Anpassungsleistung an diese Verhältnisse auch außerhalb der Destruktionsräume folgenreich. An der Front eingesetzt zu werden, hieß, einem zerstörerischen physischen und psychischen Raubbau ausgesetzt zu sein. Daran konnte auch ein durch Ruhephasen unterbrochener Einsatz nichts ändern. Alle Momente, die es rechtfertigen würden, von Gewöhnung an den Kriegsalltag zu sprechen, beruhten auf einer nach innen gewendeten Anpassungsleistung an den Destruktionsprozess. Diese wirkte selbsterstörerisch. Anpassung hieß, sich selber zu entsubjektivieren, und damit nur noch indirekt wahrzunehmen. Die indirekte Wahrnehmungsform entsprach gleichzeitig den Bedingungen des Schlachtfeldes.

### Zum Kriegsgeschehen im 20. Jahrhundert

In allen Kriegen des 20. Jahrhunderts wurden Waffen eingesetzt, die industriell erzeugt waren und deren Einsatzfähigkeit von der Möglichkeit abhing, industrielle Ressourcen zu nutzen, unabhängig davon, ob diese Kriege innerhalb von Staaten oder zwischen ihnen tobten und unabhängig vom Niveau ihre Bewaffnung. Die Industrialisierung des Krieges schloss zu keinem Zeitpunkt aus, dass die Kriegführung sehr unterschiedliche Formen annehmen konnte. Im Ersten Weltkrieg blieb das unmittelbare Kriegsgeschehen im Westen räumlich begrenzt, während quasi im Gegenzug die Bereitschaft der Gesellschaften maßlos wuchs, „Menschen und Materialien (...) auf das Schlachtfeld zu kippen“ (Geyer 1998: 246). Dass die Verwüstung und die Entvölkerung mit dem Einzug der industrialisierten Kriegführung keineswegs verschwunden waren, zeigt ein Blick auf die Kämpfe in Ost- und Südosteuropa. Aufgrund des überlegenen Materialeinsatzes der deutschen und österreichischen Streitkräfte erfasste hier der Krieg immer wieder neue Regionen. Es entwickelte sich ein „Verwüstungskrieg“ (Geyer), der „wie zuletzt nur der Dreißigjährige Krieg, die Überlebensfähigkeit ganzer Regionen und Volksgruppen gefährdet(e)“ (ebd.: 249). Massaker und Übergriffe auf die Zivilbevölkerung und Zwangsrekrutierungen gehörten seitdem zum Repertoire der Kriegführenden, was riesige Flüchtlingszüge auslöste.<sup>10</sup>

Unabhängig vom Verlauf der Frontlinien konnte mit der Entwicklung von Luftschiffen der Krieg weit in das Hinterland des Gegners getragen werden. Doch ihre Fähigkeit, Bomben zu tragen, blieb sehr beschränkt. Ab 1916 erwiesen sie sich zudem durch den Einsatz von Brandgeschossen als sehr empfindlich gegenüber Angriffen von Flugzeugen. Erst mit der Entwicklung weit-

---

10 Michael Geyer macht darauf aufmerksam, dass es kaum Arbeiten gibt, die den deutschen Anteil an dieser Krieg- und Okkupationspolitik der Vergessenheit entreißt und damit auch schwer zu ermesen ist, inwieweit sich diese Kriegführung als Vorläufer der nationalsozialistisch geprägten Osteuropapolitik ausweisen lässt.

reichender bombentragender Flugzeuge in den 1930er Jahren wurde es möglich, große Zerstörungen weit hinter der eigenen Frontlinie anzurichten. Ins Fadenkreuz der Bomber gerieten neben den gegnerischen Stellungen deshalb zunehmend die Wege, die zur Front führten und die Industriegebiete.<sup>11</sup> Billigend in Kauf genommen wurde, dass bei solchen Bombardements ganze Straßenzüge in Schutt und Asche gelegt wurden und unter der Zivilbevölkerung Hunderte Tote zu beklagen waren. Dabei sollte es jedoch nicht bleiben. 1940 versuchte die deutsche Militärführung durch Flächenbombardements englischer Städte die Industrieproduktion zu unterbinden und die Kriegsmoral der Bevölkerung zu erschüttern. Dies sollte Zehntausende das Leben kostete. Das Ziel der Angriffe wurde allerdings verfehlt, weil sie die städtische Industrieproduktion jeweils nur kurzzeitig senkten und die englische Kriegsmoral eher stärkten als brachen. Diese Erfahrung verhinderte jedoch nicht, dass die alliierten Bomberflotten in der Folge mit der gleichen Begründung deutsche Städte zum Schlachtfeld erklärten und verwüsteten.<sup>12</sup> Es muss an dieser Stelle offen bleiben, weshalb vor allem das britische Militär keine Konsequenzen aus diesen Erfahrungen zog, und ob seine Überlegungen vielleicht allzu sehr vom Motiv der Vergeltung dominiert waren. Fest steht, dass sich eine Schwächung der Kriegsmoral der deutschen Bevölkerung durch die Luftangriffe nicht einstellte und die industrielle Produktion aufgrund zerstörter Eisenbahnstrecken und -materialien sowie gezielter Angriffe auf industrielle Schlüsselanlagen erst in den letzten Kriegsmonaten zurück ging. Der strategische Bomberkrieg wurde von britischer Seite Mitte April 1945 beendet, als keine weiteren lohnenden Ziele mehr auszumachen waren.

Die Gewaltdynamik des Ersten wie des Zweiten Weltkrieges beruhte auf der Inanspruchnahme der industriellen Ressourcen der entwickelten Ökonomien ihrer Zeit. Insbesondere von deutscher Seite wurde in beiden Kriegen die totale Mobilmachung aller gesellschaftlichen Ressourcen betrieben bzw. propagiert. Mit einem forcierten Gewaltakt nach innen sollte der Sieg erzwungen werden. Als Folge der Ressourcenverteilung zugunsten des Krieges kehrte zwischen 1914 und 1918 für große Teile der Bevölkerung der Hunger zurück, und zwar in einem Ausmaß, wie es seit den Anfängen der Industrialisierung

- 
- 11 Damit wurde die Erringung der Lufthoheit über den gesamten gegnerischen Raum ein entscheidender Faktor in der Kriegführung. Angriffe auf die gegnerische Luftwaffe und Luftabwehr gehören seitdem regelmäßig zu den ersten Angriffsoperationen eines Krieges. Grundsätzlich fallen Luftstreitkräften folgende Aufgaben zu: Sie sollen die Operationen und Strukturen des Gegners ausspähen und dessen Bewegungen am Boden möglichst unterbinden, nach Angriffen auf Kommandostellen und Kommunikationsmittel sollen seine Truppen führungs- und orientierungslos sein und die Zerstörung von Verkehrswegen und Produktionsstätten soll sie von der Versorgung abschneiden. Mit den in die Erdumlaufbahn geschosenen Satelliten erweiterte sich der Kampf um die Lufthoheit um die Dimension des erdnahen Weltraums.
- 12 Etwa sechshunderttausend deutsche Zivilisten sollten durch die alliierten Luftangriffe getötet werden, fast 8 Millionen wurden obdachlos. Zahlen nach Wette (2000).

nicht mehr erlitten worden war. Die totale Kriegführung der Nationalsozialisten vermied solches dagegen für die deutsche Bevölkerung, weil sie im Hunger ein entscheidendes Motiv für die Revolution von 1918 sahen; es wurden aber besonders die besetzten ost- und südosteuropäischen Gebiete erbarmungslos ausgeplündert und damit die dort lebenden Menschen dem Hunger preisgegeben.<sup>13</sup>

Dass in beiden Weltkriegen auf sämtlichen Seiten Millionen Menschen getötet wurden, lag nicht an einem Mangel an zweckgerichteter Rationalität. Gerade das rationale Kalkül stellte ihre Letalität sicher. So ersann die deutsche Heeresleitung im Ersten Weltkrieg mit kühlem Kopf den Plan, mit ständig wiederholten Angriffen auf Verdun ein Schlachthaus einzurichten. Optimistisch, als gälte es, das Verhältnis von Ausschuss und marktfähigem Produkt zu kalkulieren, hoffte man, dass wesentlich weniger deutsche Soldaten getötet werden würden als gegnerische. Bewusst wurde der Tod Tausender in den eigenen Reihen in Kauf genommen und für das Ziel der Tötung Hunderttausender auf der gegnerischen Seite als angemessen angesehen. Am Ende der Kämpfe musste man feststellen, dass man sich verrechnet hatte.

Wie der Kriegseintritt der USA in den Ersten Weltkrieg (1917) zeigt, muss eine industrialisierte Kriegführung auf höchstem Niveau dennoch keine totale sein. Denn die USA richteten zwar ihre Ökonomie auf eine Produktion für den Krieg aus, waren aber bei weitem nicht zu so rigiden Praktiken gezwungen wie z.B. das Deutsche Reich. In diesem Sinne unterblieb eine totale Mobilisierung, weil ihre Kriegsziele in einem angemesseneren Verhältnis zu den vorhandenen Mitteln standen. Dagegen scheiterte die deutsche Staatsführung in zwei Kriegen an einer solchen Vermittlung, und zwar bereits bevor der erste Schuss gefallen war, und trotz der Dominanz von rational formulierten Überlegungen und bürokratischen Gesichtspunkten bei den Kriegsvorbereitungen.<sup>14</sup> Geradezu von einer Umkehr der Zweck-Mittel-Relation muss angesichts des nationalsozialistischen Verhältnisses zum Krieg trotz seines rationalen Kalküls gesprochen werden. Krieg war für den Nationalsozialismus niemals bloßes Mittel, sondern stand im Rang eines Selbstzweckes. Nur in der Überwältigung des zu vernichtenden Feindes bewährte und bestätigte sich der nationalsozialistische Herrschaftsanspruch. Eingebettet in die sozialdarwinistisch angeleitete Vorstellung, dass nur die Stärksten ein Recht auf Leben haben, hatte jede Rationalität sich dem Kampf gegen die als lebensunwürdig

---

13 Bereits vor dem Angriff auf die UdSSR (1941) wurde beschlossen, dass sich die deutschen Truppen aus dem Land ernähren sollten und die restliche Nahrung ins Reichsgebiet abzutransportieren sei (Gerlach 1999: 46; Boog: 498f).

14 Die Kräfteverhältnisse zugunsten der Gegner wurden zwar nicht ignoriert, sollten aber durch hasardeurhafte Gewaltstrieche, wie dem Schlieffen-Plan im Ersten Weltkrieg und der ‚Blitzkriegsstrategie‘ (Salewski 1978: 126f) im 2. Weltkrieg ausmanövriert werden. Dem Vabanquespiel lag schlussendlich keine andere Realitätsprüfung zugrunde, als das Vertrauen auf die eigenen Kräfte und die schlichte Überzeugung, dass der Krieg einfach gewonnen werden müsse.

erklärte 'jüdische Rasse und den Bolschewismus' unterzuordnen. Insbesondere an der Ostfront vollzog sich eine umfassende Entgrenzung des Kriegsgeschehens. Völkerrechtliche Normen, wie man Zivilisten und Kombattanten zu behandeln hat, wurden missachtet. Während Kriegsgefangene aus westlichen Herkunftsländer zumindest auf eine Behandlung entsprechend der Haager Landkriegsordnung hoffen durften, bedeutete für Millionen sowjetischer Soldaten die Gefangennahme den Hungertod bzw. die Versklavung unter elendsten Bedingungen (vgl. Streit 1997). Dazu kam, dass die jüdische Bevölkerung hier wie dort von Deportation und Ermordung bedroht war, und in Osteuropa Millionen sonstiger Zivilisten der deutschen Entvölkerungspolitik und der gewaltsamen Aufrichtung des Besatzungsregimes zum Opfer fielen. An diesem Primat des Vernichtungsmotivs brach sich sogar die Zweckrationalität in bezug auf die Kriegführung. So blieben kriegswichtige Transportzüge für die Front aus, weil die Waggons eingesetzt wurden, um die jüdische Bevölkerung in die Vernichtungslager zu verschleppen. Auch hinter der Front wurden die Pläne, die besetzten Gebiete möglichst rational auszuplündern, oftmals durch die Praxis der Vernichtungspolitik durchkreuzt. Dies galt hauptsächlich für die besetzten Gebiete der UdSSR. Weder die Klagen von Verwaltungsbeamten über plündernde Wehrmachtsangehörige, die sich eigenmächtig aus dem Land versorgten und dabei mehr Güter zerstörten als tatsächlich konsumierten, noch die Beschwerden, dass die Erschießungs- und Verschleppungskommandos der SS und Polizei keine Arbeitskräfte für die Einholung der Ernte übrig ließen, änderten etwas an dieser Herrschaftspraxis.<sup>15</sup>

Im Hinblick auf die Entgrenzung des industrialisierten Krieges stellt die deutsche Kriegführung während des Zweiten Weltkrieges, insbesondere im Osten, einen einsamen Gipfelpunkt im 20. Jahrhundert dar. Allerdings ist auch für andere Staaten festzustellen, dass sie in den beiden Weltkriegen oder in den militärischen Auseinandersetzungen nach dem Zweiten Weltkrieg bewaffnete Auseinandersetzungen häufig nicht auf die Funktion des politischen Machtmittels gegenüber anderen Staaten einschränkten. Die eingesetzte Zweckrationalität bot mitnichten die Gewähr, dass die Kriege begrenzte Phänomene der Gewalttätigkeit waren. Für die konstatierte Amalgamisierung von Rationalität und Menschenverachtung gilt erst recht, dass sie beileibe keine deutsche Eigenheit war, obwohl die Konzentration meiner Ausführungen auf die deutsche Kriegführung dies nahe legen mag. Allein die USA führten nach dem Zweiten Weltkrieg zwei große Kriege (in Korea und Vietnam), in deren Verlauf sie ihre industrielle und technische Potenz einsetzten und dabei die Länder verwüsteten, in denen die Kampfhandlungen stattfanden.

15 Für Weißrussland kommt Gerlach (1999) zu einer anderen Einschätzung (1126f, vgl. insbesondere 1148f).

Trotz unterschiedlicher Kriegsdefinitionen ist in der Literatur unumstritten, dass mindestens seit dem Zweiten Weltkrieg die Zahl der *innerhalb* von Staaten geführten Kriege bei weitem das Gros des weltweiten Kriegsgeschehens ausmacht.<sup>16</sup> In ihnen verfügt meist nur eine Seite über reguläre Truppen. Militärisch werden die meisten derzeit geführten Kriege als *low intensity conflicts* eingestuft (vgl. Crefeld 1998: 45f). Damit wird betont, dass in diesen Kriegen mitunter lediglich sporadisch gekämpft wird und dass die Kombattanten häufig über keine komplexen Waffensysteme wie große Artilleriegeschütze, Panzer, Flugzeuge und Schiffe verfügen. Hauptsächlich werden Handfeuerwaffen wie automatische Gewehre der Typen Kalaschnikow, M16 und G3, Granatwerfer und Minen eingesetzt. Selbst wenn eine Kriegspartei – meist die vom Staat aufgestellten Truppen – über komplexe Waffensysteme verfügt, erweisen sie sich regelmäßig als ungeeignet, einen Gegner zu besiegen, der die Kleinkriegstaktik anwendet. Anstatt den in ihrer Destruktionsfähigkeit überlegenen Truppen direkt gegenüber zu treten, ziehen es solche Kombattanten vor, dem Gefecht auszuweichen und sich aus dem Raum zurückzuziehen, in dem sie zum Kampf gezwungen werden sollen. Sollte es zu Gefechten kommen, dann entwickeln sich meist Schießereien, für die die oben angeführten Phänomene, Unsichtbarkeit des Gegners sowie Entleerung des Gefechtsfeldes, ebenfalls gelten und die das Geschehen für Nicht-Kombattanten gefährlich unübersichtlich machen. Diese Kriegführung setzt voraus, dass für die Kämpfer die Möglichkeit besteht, in die sie umgebende Gesellschaft zu diffundieren, also sich als unbeteiligte Zivilisten zu tarnen, und/oder dass es Rückzugsräume gibt. Die erste Bedingung ist dann gegeben, wenn die Gesellschaft, innerhalb der die Guerillakämpfer agieren, zumindest in Teilen bereit ist, sie zu decken. Die zweite Bedingung hängt stark von topographischen Gegebenheiten des Landes ab. Aber auch ohne unzugängliche Gebirge, Sümpfe und Dschungelgebiete fällt dem Militär die Verfolgung der Guerilla schwer, wenn es in Regionen vorstoßen muss, in denen die territoriale Herrschaft lediglich punktuell und damit schwach ausgebildet ist. Noch schwieriger wird die Verfolgung, wenn das Rückzugsgebiet im Nachbarstaat liegt, solange dieser an der Fortsetzung des Krieges ein großes Interesse hat und sich deshalb weigert, die Aktivitäten der Guerilla auf seinem Gebiet zu unterbinden. Selbst einzelne militärische Erfolge des Militärs können meist nicht darüber hinweg täuschen, dass sie den Gegner nicht dauerhaft zerschlagen können, wenn er sich in seinen Rückzugsgebieten neu formieren kann. Da die

---

16 So kommen Gantzel/Schwinghammer mit Blick auf den Zeitraum von 1945 bis 1992 auf insgesamt 184 Kriege, von denen knapp 2/3 den ‚inneren Kriegen‘ zugeordnet werden. Für den selben Zeitraum wird angegeben, dass fast 23% des Kriegsgeschehens auf internationale Kriege entfielen. Hierunter werden auch alle Dekolonisierungskriege gefasst. Weitere 11% der von ihnen erfassten Gewaltgeschehnisse zählen sie zu den Kriegen, in denen sich ein ‚innerer Krieg‘ mit einem internationalen überlappte (1995: 117).

Guerilla ihrerseits selten in der Lage ist, das Militär durch Überfälle, etc. soweit zu schwächen, dass sie einen militärischen Sieg erringen kann, kommt es meist zu langanhaltenden Kämpfen. Verschärfend muss man sogar festhalten, dass es der Guerilla gerade darauf ankommt, eine militärische Entscheidung hinauszuzögern und den Gegner durch Überfälle zu zermürben, bis sie stärker ist als er. Deshalb ist der Kleinkrieg wiederholt auch als ein politischer Kampf bestimmt worden. Sein erstes Etappenziel besteht nicht im Aufbau einer territorialen Herrschaft, sondern in der Schwächung der bestehenden politischen Herrschaft. Eng verbunden mit der Schwächung der vorherigen politischen Herrschaft ist der Aufbau von parallelen Organisationen, die anfangs staatliche Aufgaben übernehmen und in der zweiten Etappe die Grundlage für den Aufbau einer eigenen staatlichen Organisation durch die Guerillabewegungen bilden (vgl. z.B. die Staatenbildung von Eritrea). Diese politische Bestimmung des Kampfes hängt allerdings entscheidend davon ab, inwieweit es der politischen Führung gelingt, die Gewaltdynamik der Kämpfe zu kontrollieren und sie einzuhegen. Aufgrund der Unkenntlichkeit der Kontrahenten und der Unsicherheit, wann, wo und wie der Gegner erneut zuschlägt, erweist sich eine solche Einhegung als ein ausgesprochen voraussetzungsvolles Unterfangen. Dies gilt umso mehr, je länger und verbissener der Krieg geführt wird, zumal wenn die politischen Kader durch Gefangennahme und Tod geschwächt werden können (Beispiel: Algerienkrieg, 1954-62). Eskalierend wirkt zudem bei diesen 'inneren' Kriegen, dass eine politische Führung nach einer Niederlage nicht unbedingt darauf hoffen darf, das Ergebnis des Krieges später noch einmal zu revidieren. Deshalb hängt die Dauer des Krieges und die Bereitschaft zur Eskalation davon ab, ob es einer Konfliktpartei gelingt, den Kreis derer, für die die Niederlage einschneidende, vernichtende Konsequenz haben wird, glaubwürdig auf ein Minimum von Personen zu begrenzen, weil dadurch weniger Menschen bereit sind, ihr eigenes Schicksal mit dem der unterlegenen Partei weiter zu verknüpfen.

Es ist vor allem die auf dem Land lebende Bevölkerung, die sich dem Zugriff Bewaffneter ausgesetzt sieht, die von ihnen unbedingte Unterstützung verlangen. Die Repressalien, die den Opfern drohen, reichen von der exemplarischen Misshandlung Einzelner und deren Ermordung bis hin zum Massakrieren aller, derer man habhaft wird. Beginnend mit dem Burenkrieg (1899-1902) wurde wiederholt versucht, durch eine in Lagern untergebrachte und damit besser kontrollierbar gewordene Bevölkerung der Guerilla das Wasser zu entziehen, in dem sie sonst 'wie Fische schwimmen'. Wie kalkulierend mitunter Exzesse eingesetzt werden können, zeigen alle Kriege, in denen nach ethnischen oder religiösen Kriterien eingestufte Bevölkerungsgruppen als 'störend' für die zukünftige Entwicklung des Gemeinwesen erklärt wurden. Die Verbrechen geschehen in diesen Kriegen nicht heimlich, den Kriegführenden ist vielmehr daran gelegen, dass die Nachricht von den Gewalttaten unter der

betroffenen Gruppe bekannt wird, denn es soll sich in ihr Angst breit machen und ihre Flucht die Vertreibung aus dem Gebiet erleichtern. Als Paradebeispiel aus der jüngsten Vergangenheit sind die Kriege in der ehemaligen Volksrepublik Jugoslawien anzuführen, die außer in Slowenien mit einer von Exzessen begleiteten Vertreibungspolitik verbunden waren.

Die Anwendung solcher Praktiken gehört zum normalen, wenn auch als irregulär markierten Repertoire der Kriegführung. Irregulär heißt, dass man sich selten der hier angewendeten Gewaltpraktiken rühmen kann und deshalb auf öffentliche Anerkennung verzichten muss. Der Sinn vieler irregulärer Mittel, zu denen auch der Aufbau, die Finanzierung und Bewaffnung von Guerillabewegungen gehört, beruht gerade darauf, andere Staaten bzw. deren Regime zu schwächen, ohne selber Krieg mit den eigenen regulären Truppen führen zu müssen.

Selbst Kriege, die von den meisten Beobachtern (überwiegend Journalisten) als archaische Relikte vormoderner Gesellschaften, gar als Stammeskriege interpretiert werden, in denen sich ein biologisch fundiertes Abgrenzungsbedürfnis und Aggressionspotential des Menschen austobe, sind keinesfalls als vorindustriell geführte Kriege anzusprechen. Wenn, wie in Sierra Leone, Menschen mit Knüppeln, Hieb- und Stichwaffen, sowie Macheten drangsaliert, verstümmelt und abgeschlachtet werden, sind die Opfer Unbewaffnete. In den eigentlichen Kämpfen dagegen werden Waffen und Munition aus industrieller Fertigung eingesetzt, die häufig aus dem Ausland importiert werden müssen. Über den Umfang und die Art der Waffen entscheiden wesentlich zum einen die Nachbarstaaten, die den Kriegsschauplatz mit Waffen beliefern, und zum anderen die vorhandenen Ressourcen in den Kriegsgebieten. Rohstoffe, wie Erdöl, Diamanten, Holz und halluzinogene Pflanzen, die sich gut auf dem Weltmarkt verkaufen lassen, wirken sich dann wie ein Fluch aus. Um die An- bzw. Abbauggebiete wird gekämpft, ihre Verfügbarkeit kann zum faktischen Kriegsziel werden, und die Voraussetzung zum weiteren Unterhalt des Krieges schaffen.<sup>17</sup>

## Der subjektive Faktor

Die Industrialisierung der Kriegführung akzentuierte eine bereits bestehendes Besonderheit des Militärs gegenüber anderen Formen organisierter Gewaltausübung neu. Gemeint ist das Ringen des Militärs um ein versachlichtes

---

17 Zur Ökonomie der Bürgerkriege vgl. Jean/Rufin (1999). Voreilig ist es aus der derzeitigen Zahl der inneren und auf ‚niedriger Intensität‘ geführten Kriege den Schluss zu ziehen, dies sei nun die Zukunft des Krieges. Die Rüstungsanstrengungen aller Großmächte, die einen erheblichen Teil ihrer Sozialprodukte beanspruchen, sind nicht nur als bloße Wirtschaftspolitik zugunsten von Rüstungskonzernen zu werten. Sie sind auch Ausdruck des Kampfs um die militärische Vorherrschaft, die zwar die USA auf unabsehbare Zeit für sich beanspruchen kann, aber auf Dauer nicht unumstritten bleiben soll. Machtpolitisches Denken heißt auch, in Kategorien des *worst case* zu denken.

Verhältnis zu Leben und Tod. Dieses Ringen geht auf zwei unterscheidbare und trotzdem innig miteinander verschränkte Motive zurück. Zum einen darauf, die Herrschaftsverhältnisse innerhalb des Militärs auch unter Kampfbedingungen zu bewahren. Zum anderen darauf, dass die Soldaten ihr Gewaltpotential auch angesichts des Todes möglichst effizient einsetzen sollen. Mag das Militär heute aufgrund seines partiell antiquiert anmutenden Gepräges beim Betrachter den Eindruck hervorrufen, es handele sich um ein Relikt aus vormodernen Zeiten – zu denken ist hierbei an Zeremonien wie den Großen Zapfenstreich und an die Grußregeln, die noch aus der Zeit der stehenden Heere stammen – so weist seine Geschichte es als eine moderne Organisation aus, deren Vorläufer erst das feudale Heerwesen, und später auch alle außereuropäischen Institutionen der organisierten Gewaltausübung aus dem Felde schlugen.

Nicht der Einsatz überlegener Waffen führte zu der Überlegenheit der Söldnerverbände, dem Vorläufer des heutigen Militärs, gegenüber den Ritterheeren, die ab dem 15. Jahrhundert immer deutlicher wurde. Vielmehr erwuchs sie anfangs vor allem aus ihrer Organisationsform. Während die Kampfkraft eines Ritters im wesentlichen auf seinem Mut und seinem Geschick im Umgang mit den Waffen beruhte, entfaltete sich die Kampfkraft der Söldner durch das Zusammenwirken der einzelnen Waffenträger in einem hierarchisch und arbeitsteilig organisierten Verband. Dies gilt besonders für die zu Fuß kämpfenden Söldner, die nur als Angehörige eines solchen Verbandes eine Chance hatten, den Angriff von Berittenen abzuwehren (vgl. u.a. Weber 1980: 681f). Zum Siegeszug gegenüber allen anderen, außerhalb Europas existierenden Formen organisierter Gewaltausübung hätte die Disziplinierung der Tötungs- und Todesbereitschaft der Waffenträger allein aber nicht ausgereicht, wenn die neuzeitliche Staatenbildungsprozesse in Europa, mit der die Geschichte des Militärs auf das engste verknüpft ist, nicht zugleich mit heftigen Konkurrenzkämpfen um Land und Ressourcen verbunden gewesen wären. Um nicht ins Hintertreffen zu geraten, waren die Kriegsherren gezwungen, jede von ihren Gegnern erfolgreich angewendete waffentechnische und organisatorische Innovation nachzuvollziehen. Die Einbettung in die Dynamik der Staatenbildungsprozesse markiert auch den Unterschied zu zahlreichen Organisationen der Gewaltausübung außerhalb Europas, die zumindest noch bis ins 18. Jahrhundert den europäischen Streitkräften gefährlich werden konnten. Selbst den Streitkräften des Osmanischen Reiches, die über Jahrhunderte hinweg gegen europäische Armeen kämpften, gelang es immer weniger, ihr Waffenarsenal und ihre Organisationsstruktur adäquat zu 'modernisieren', weil diese Veränderungen an die Herrschaftsverhältnisse innerhalb der osmanischen Gesellschaft rührten.

Wie oben an verschiedenen Stellen deutlich wurde, vollzog sich zwar auch in Europa die Steigerung des Gewaltpotentials der Streitkräfte zu keinem Zeitpunkt frei von derartigen Hemmungen, doch im Vergleich zu den außereu-

ropäischen Gewaltorganisationen zeigte sich das Militär in Europa als anpassungsfähiger gegenüber neuen Herausforderungen. Aufgrund der anhaltenden zwischenstaatlichen Konkurrenz der europäischen Staaten, konnte sich letztlich die zweckrationale Optimierung der Kriegführung durchsetzen.<sup>18</sup> Die Zweckrationalität schmolz Rituale und moralische Vorstellungen von einer ehrenvollen Kriegführung ab, die in vielen anderen Gesellschaftsformen häufig die Gewaltausübung zwischen den Kontrahenten wirkungsmächtig begrenzen. Die an ihre Stelle getretenen, in völkerrechtlichen Normen kodifizierten Regeln, die ausdrücklich die Aufgabe haben, das Kriegsgeschehen zu begrenzen, erwiesen sich dabei als ein eher schwacher Ersatz.

Das Militär ist eine soziale Form der organisierten Gewaltausübung, die nach innen hierarchisch strukturiert ist und sich durch ein extremes Machtgefälle von den ranghöheren zu den rangniedrigeren Angehörigen auszeichnet. Grundsätzlich haben die untergeordneten Soldaten die Befehle ihrer Vorgesetzten auch dann zu befolgen, wenn sie dieselben ablehnen. Auf Befehlsverweigerung stehen schwerwiegende Strafen, die keinesfalls durch persönliche Antipathie gegenüber den Vorgesetzten und äußerst selten mit einer ablehnenden Meinung über die Folgen der Ausführung von Befehlen legitimiert werden kann. Wie umfassend der Machtanspruch der Vorgesetzten gegenüber den Untergebenen ist, wird auch daran deutlich, dass letzteren kein Recht zugebilligt wird, über das Risiko, im Kampf verletzt oder gar getötet zu werden, mitzuentcheiden. Die verlangte Folgebereitschaft bedeutet für Soldaten, dass sie auch dann ihr Leben einsetzen müssen, wenn sie es nicht wollen. Um das Gewaltpotential der einzelnen Soldaten operational zu halten, werden Soldaten nicht nur dazu angehalten, den Kampfgeist hemmende Faktoren, wie die Todesangst, zu unterdrücken. Auch ihre aggressiven Neigungen, wie z.B. Zornausbrüche, die sich auf den Gegner richten, dürfen das Primat der Befehlslage nicht durchbrechen. Die Einsicht von Mandeville Anfang des 18. Jahrhunderts, dass der „Zorn, ohne den kein Lebewesen natürlichen Mut aufweist, (...) in einem mit List zu führenden und zu einer regelrechten Kunst entwickelten Krieg ganz und gar nutzlos“ ist (1988: 191), gilt nicht erst für die Soldaten des 20. Jahrhunderts. Weil die individuelle Aggressivität als viel zu unbeständig gilt, um die Soldaten dauerhaft im Kampf zu leiten, und sie immer Gefahr läuft, die taktischen und strategischen Überlegungen der Befehlshaber zu durchkreuzen, wird von den Soldaten verlangt, dass sie fähig sind, ihre Gefühle in einem Umfang zu beherrschen, wie dies zu keinem Zeitpunkt von einem Zivilisten angesichts von Tod und Elend verlangt worden ist.

Der Drill des 17./18. Jahrhunderts ist eine Herrschaftspraxis, mit der auswilligen Untertanen gefügige Soldaten geschunden werden sollten, damit sie

---

18 Dass die zweckrationale Orientierung vor ideologischen Fixierungen und Realitätsblindheit nicht schützt, zeigt ein Blick auf das deutsche Offizierskorps im 20. Jahrhundert (vgl. Kurz 1990).

den Offizieren wie Automaten gehorchen. Mit dem Drill wurde zugleich auch das funktionale Ziel verfolgt, eine größtmögliche Effektivität der Gewaltausübung zu erreichen. Die durch intensive Übungen erworbene Routine half den Soldaten, den Strapazen und Emotionen standzuhalten, die sich vor und während einer Schlacht einstellten, denn der Sieg in einer Schlacht hing neben dem Tempo, in dem sie ihre Gewehre abfeuern und wieder laden konnten, von der Zeitdauer ab, während der sie sich vom gegnerischen Feuer unbeeindruckt zeigten, also ihren eigenen sich unwillkürlich aufdrängenden Angst- und Wutgefühlen keinen unmittelbaren Ausdruck verliehen.

Die Fähigkeit zur Unterdrückung der anstürmenden Emotionen wurde als eine Eigenschaft des Mannes gefasst. Bis heute ist auffallend, wie ungebrochen die Verschränkung von Männlichkeit und Kampf in das Verständnis der Geschlechteridentitäten hineinreicht. Für Männer in den westlichen Industriegesellschaften beruht die Attraktivität des Dienstes beim Militär wesentlich darauf, dass hier eine der wenigen Nischen in modernen Gesellschaften besteht, in der noch relativ unangefochten diese bestimmte reduzierte Form von Männlichkeit vermittelt und gelebt werden kann.<sup>19</sup>

Für die Einhaltung der Disziplin im Gefecht spricht aus Sicht der einzelnen Soldaten, dass sie eine Überlebenstechnik darstellen kann, die verhindert, dass sie in Grenzsituationen in Panik geraten. Disziplin als Ausbildungsziel ist auf die Tilgung von Subjektivität aus, dies aber nur, soweit sie ein Hindernis für die Gefügigmachung zur Ausführung menschenverachtender Praktiken darstellt. In diesem Zusammenhang hat der Drill in seinen modernen Varianten seine wichtige Aufgabe behalten. Aus den auf den Kampfeinsatz bezogenen Unterweisungen, wie Körperhaltung und Fortbewegung im Verband, sowie aus vielen aus der Zeit des Absolutismus stammenden Ritualen – etwa die Form, wie ranghöhere Soldaten zu grüßen sind – sind Demütigungspraxen hervorgegangen, die die Rekruten für die Übernahme militärischer Normen und Werte empfänglich machen sollen (vgl. Treiber 1973).<sup>20</sup> Sie lernen, sich in den militärischen Alltag einzufügen, ihren Vorgesetzten zu gehorchen, auf militärspezifische Weise zu sprechen, zu denken und sich zu

19 Und dies obwohl das Militär nie ein frauenferner und -freier sozialer Ort war. Bis auf die Zeit zwischen den Napoleonischen Kriegen und dem Ersten Weltkrieg war kriegsunterstützende Arbeit von Frauen für das Militär unverzichtbar. Im Zweiten Weltkrieg und danach waren sie wiederholt auch unmittelbar an Kämpfeinsätzen beteiligt. Dass der Kampf mit einer Aura der Männlichkeit umgeben ist, daran dürfte die Öffnung von Kampfeinheiten für Frauen wenig ändern. Da die meisten Frauen an den körperlichen Tauglichkeitskriterien scheitern, gelingt es nur wenigen Frauen in solche Einheiten vorzudringen. Dies begünstigt eine Wahrnehmung als Ausnahme, die die Regel bestätigt. Sie werden weniger als weibliche Wesen, sondern als ‚männlich infiziert‘ anerkannt (vgl. Seifert 1996: 176f). Zur Geschlechtergeschichte von Militär und Krieg: vgl. Hagemann (1998). Ein bündiger Überblick zum gegenwärtigen Einsatz von Frauen beim Militär ist bei Creveld (2002) zu finden.

20 Nur noch bei operanter Konditionierung, z.B. beim Schießtraining, werden Soldaten drillähnlich auf den Kampfeinsatz vorbereitet.

bewegen. Sie lernen, Haltung zu bewahren und das meint vor allem, keine spontanen Emotionen zu zeigen. Sie lernen, dass ein Soldat ein Mann ist, der sich empathischer Gefühle möglichst enthält. Und diese Anteillosigkeit soll sich im Idealfall auf den eigenen Körper und seine Empfindungen ausweiten. Nicht die Bemühungen um eine versachlichte Form der Gewaltausübung ist folglich neu, sondern dass Soldaten auf dem Gefechtsfeld ihre Gewaltausübung versachlicht erleben können, ohne eine zusätzliche Abstraktionsleistung erbringen zu müssen. Der Einsatz komplexer Waffensysteme ermöglicht ihnen, Distanz zum Geschehen zu halten. Sie bedienen Maschinen, also tote Objekte, deren zerstörerische und tödliche Potenzen während des Arbeitsprozesses nicht mehr unmittelbar aufscheinen. Stärker denn je in der Geschichte des Militärs sind auf diese Art die Bedingungen zur Herstellung der Anteillosigkeit am Kriegsgeschehen gegeben. Die Tätigkeit am bzw. im Flugzeug, Hubschrauber, Schiff oder am Artilleriegeschütz, an den Beobachtungs-, Überwachungs-, Feuerleitsystemen und Kommunikationsmitteln ist im wesentlichen von einer sachgerechten Bedienung der Maschinen abhängig. Diese technischen Apparaturen wirken auf die Soldaten disziplinierend, weil sie permanent unabweisliche sachadäquate Verhaltensanforderungen stellen. „Damit die Maschinen funktionieren, müssen es auch die Menschen – aber mehr müssen sie nicht“ (Bröckling 1997: 310). An die Stelle der personalen Herrschaftsbeziehung zwischen Ausführenden und ihren Vorgesetzten tritt eine versachlichte Herrschaftsbeziehung. Von denjenigen, die durch den Einsatz der Maschinen getötet werden, sehen die Soldaten meist nur technisch erzeugte Bilder, auf denen Ziele durch abstrakte Symbole markiert werden, die für feindliche Objekte wie für Stellungen stehen. Charakteristisch für den Kriegsalltag der modernen Soldaten sind eine starke Entsinnlichung und die Ausführung von Routinehandlungen. Tödlich wird ihr Kriegseinsatz immer dann, wenn der Gegner über zumindest ähnliche technische Mittel verfügt. Leiblich steht er ihnen in solchen Momenten nicht gegenüber.

Die Distanz zum Geschehen ist jedoch nicht nur räumlich zu fassen. In dem Maße, in dem die bürokratische und technische Durchdringung des arbeitsteiligen Militärapparates zugenommen hat, fällt es den einzelnen Befehlsempfängern immer schwerer, die Folgen ihrer Handlungen zu überblicken. Sich selber nur als Teil einer langen Handlungskette zu sehen, hilft eine soziale Distanz zum Geschehen zu bewahren bzw. aufzubauen. Dies ist institutionell gewollt, denn durch koordinierte Handlungszusammenhänge wird zurechenbare Verantwortlichkeit maskiert, und werden erst Gewalttaten möglich, zu denen ein Einzelner nicht fähig wäre, wenn er sich seiner eigenen Verantwortung für das Geschehen jederzeit bewusst wäre (vgl. Bauman 1992: 176f).

In den Armeen, deren Industrialisierung am weitesten fortgeschritten war, entstand daher nach dem Zweiten Weltkrieg eine spezifische Berufsmoralität unter den Soldaten, die sich als Dienstleister in Sachen Frieden und Sicher-

heit sehen, und deren Selbstverständnis sich über weite Strecken kaum von demjenigen ziviler Beschäftigter im öffentlichen Dienst und in Unternehmen unterscheidet. Erinnert sei hier an Interviews mit deutschen und amerikanischen Piloten vor und nach ihren Kampfeinsätzen während des zweiten Golfkrieges, in denen eine solche Mentalität zum Ausdruck kommt. Vom Töten sind diese Soldaten weniger begeistert als von der Arbeit mit einer als faszinierend, weil machtvoll erlebten Technik. Dass ihre Tätigkeit mit großen Risiken für ihre Gesundheit und ihr Leben verbunden ist, war und ist ihnen sehr wohl bewusst, wird aber mit den Risiken bei Polizei- und Feuerwehreinsätzen oder gar mit Freizeitaktivitäten wie dem bungee-jumping verglichen, und verliert damit an Schärfe. Diese Mentalität wird durch die geringere Bedeutung der formalen Hierarchie bei der alltäglichen Dienstausbung begünstigt. Da den formalen Vorgesetzten meist die Kenntnisse fehlen, die komplexen Waffensysteme zu warten, zu reparieren und zu bedienen, bilden sich beim Militär Arbeitsbedingungen heraus, die denjenigen in der zivilen Arbeitswelt ähnlich sind. Im Alltag ist der Umgang der Vorgesetzten mit den rangniedrigeren Soldaten daher weniger durch ihre Kontroll- und Vorbildfunktionen geprägt, sondern durch bürokratische und administrative Zusammenhänge. Zwar ist die formale Hierarchie weiterhin eindeutiger markiert als im Zivilleben, doch solange die erteilten Befehle ausgeführt werden, kann zwischen den Rängen ein lockerer Umgangston herrschen (vgl. Bröckling 1997: 308 f).

Dennoch: Die Anteilslosigkeit des Soldaten ist eine fragile Strategie. Ihr Erfolg hängt letztlich von seiner Position innerhalb des Militärapparates und der Art seines Einsatzes ab. Je näher er an die Gewalt herankommt, desto mehr erweist sich die Jobmentalität eines zivilen Technikers oder Angestellten als Illusion. Beispielsweise gilt für Piloten, die Kampfeinsätze fliegen, und ihre Tätigkeit vor allem als eine anspruchsvolle technische Aufgabe sehen, die reizvoll, weil gefährlich ist, dass die Gefahr des Getötetwerdens eine andere Qualität annimmt, wenn ihre Gegner tatsächlich in der Lage sind, sie abzuschießen, und wenn sie erleben, wie mehrere 'Kollegen' im Zuge der Einsätze getötet wurden. Für Schiffsbesatzungen, die weder ihre Angriffsziele noch die bedrohlichen Geschosse des Gegners, geschweige denn ihn selber mit eigenen Augen sehen können, kann von der sachlich-nüchternen Dienstausführung buchstäblich mit einem Schlag nichts mehr übrig bleiben. Und für infanteristische Bodentruppen auch der westlichen Industriestaaten gilt bis heute, dass sie die geringsten Chancen haben, die extremen Gewalterfahrungen, die sich im Verlauf des Kampfes einstellen, für sich auf Distanz zu halten.

Ausgeklügelte psychologische Eignungstests können geeignete Personen herausfiltern, vielfältige Prozeduren der operanten Konditionierung können ebenso wie der Konsum von (Psycho-)Pharmaka Physis und Psyche von Menschen resistenter machen, dennoch bleibt die Bedürfnisstruktur von Menschen al-

len Bemühungen zum Trotz im allgemeinen leicht zerbrechlich, ein 'weiches Ziel'. Selbst die willigsten Soldaten werden nicht zu Maschinen, und wenn sie sich noch so sehr darum bemühen. Neben der Bedürftigkeit des Körpers, die sich in Hunger, Durst und Übermüdung ausdrückt, unterminieren unwillkürlich sich einstellende Emotionen wie Angst und Wut ihre Distanzierung zum Kampfesgeschehen.

Die Automation des Krieges wird deshalb nicht nur vorangetrieben, um die politischen Opportunitätskosten zu senken, die verletzte und getötete Soldaten gegenüber der eigenen Gesellschaft darstellen, sondern auch, weil diese als unzuverlässige ausführende Gewaltinstrumente gelten. Die Traumvision der gegenwärtigen technischen Innovationen des Militärs besonders in der Luft- und Seekriegsführung ist die Entwicklung von Automaten, die einmal 'losgelassen', treffsicher und ohne weitere Beeinflussung durch einen Menschen, selbständig ihr Ziel auswählen und zerstören. Allerdings ist die Waffenentwicklung noch auf Jahrzehnte hin von einer völligen Substitution des Mensch im Kampfesgeschehen entfernt. Denn während Jets, Hubschrauber und Drohnen in der Lage sind, die Herrschaft im Luftraum zu erringen, Areale in Todeszonen verwandeln können, in denen quasi maschinell alles zerschlagen wird, sind selbst mit Menschen besetzte Panzer kaum in der Lage, Räume zu beherrschen. Sie können lediglich den Raum durchschneiden und Punkte zerstören. So kann man zwar mit einem Panzer in ein Haus fahren und es zerstören, man kann jedoch mit ihm das Haus nicht besetzen. Nach wie vor sehen sich deshalb selbst Armeen, die über das fortschrittlichste Equipment verfügen, gezwungen, Infanterie einzusetzen, um Räume zu besetzen. Bei diesen Einheiten handelt es sich um Spezialkräfte, die mit teurem technisches Equipment ausgestattet werden, das ihr Überleben in den tödlichsten Zonen sichern und ihre Wahrnehmungs- und Kommunikationsfähigkeit verbessern soll. Letzteres bedeutet, dass sie in ihren Wahrnehmungen zunehmend von den eingesetzten Technologien abhängig werden. Neben dem Aspekt, dass die Infanteristen untereinander stärker verbunden werden, ist hervorzuheben, dass die Apparate so konstruiert sein werden, dass ihre Abhängigkeit vom übrigen Militärapparat erhöht und damit ihre Kontrollierbarkeit durch die Kommandostruktur gesteigert wird. Trotz der Ausrüstung der Infanterie bleibt sie aber im Grunde nur ein Lückenbüßer für eine noch nicht soweit vorangetriebene Technik, die auf eine vollständige Eliminierung von Subjektivität aus ist. Soweit ist es aber noch lange nicht.

Dies auch deshalb nicht, weil eine derart avancierte Kriegsführung nur den Streitkräften möglich ist, die über eine entsprechende Ausrüstung verfügen, also den führenden Industriestaaten. Die Kampfeinsätze der meisten Soldaten, Kombattanten in den gegenwärtigen Kriegen, ist deshalb noch immer durch die Nähe zu den tödlichen Gefahren geprägt, die der Einsatz von sogenannten Kleinwaffen mit sich bringt - von Handfeuerwaffen über Granat-

werfer bis zu Minen. Es gibt sogar Beobachter, die soweit gehen, nicht im Einsatz modernster Techniken und Maschinen, sondern in der Kleinkriegstaktik, die in verschiedenen Gebieten Afrikas (Sierra Leone, Liberia, Kongo) und Asiens (Afghanistan) das Kriegsgeschehen prägen, die Zukunft des Krieges zu sehen.

In diesen Ländern haben sich trotz umfassender Zerstörungen von Verkehrswegen, von städtischer Infrastruktur und lokaler nichtagrarischer Produktionsstätten über die Jahre räuberische Kriegsökonomien herausgebildet, die die Kriegsparteien dazu befähigen, den Krieg, wenn auch überwiegend auf einem technisch niedrigen Niveau, fortzusetzen, und dies oft ohne Aussicht auf einen umfassenden Sieg über ihre Kontrahenten. Die militärischen Operationen in diesen Gebieten sind überwiegend auf sporadische Kämpfe beschränkt, die an Bandenkämpfe erinnern, mit denen das jeweils beherrschte Gebiet markiert und (neu-)abgesteckt werden soll. Hinterhalte und überfallartige Aktionen bestimmen das Kriegsgeschehen. Letztere gelten häufig der im gegnerischen Gebiet lebenden Bevölkerung. In diesen Kriegen entwickeln die Kombattanten nicht die Berufsmentalität eines Soldaten, sondern eher die eines kriminellen Bandenmitglieds. Ihre Zugehörigkeit zu einer bewaffneten Gruppe bestimmt nicht nur ihre Chance an sozialer Teilhabe, sie bestimmt auch ihre Identität, die sich ubiquitär in der Figur des 'Kämpfers' auszudrücken scheint. Sie verbindet Männlichkeit mit dem Habitus extremer Gewalt- und Opferbereitschaft, aus der sich für die Kämpfer ein sozialer Dominanzanspruch ableitet.

Wenn auch an dieser Stelle die Frage nicht entschieden werden kann, ob das Umsichgreifen der Kleinkriegstaktik tatsächlich die Zukunft des Krieges und damit die zukünftige Gestalt des subjektiven Faktors im Kriegsgeschehen prägen wird, so sei hier doch kritisch angemerkt, dass der Kleinkrieg wahrlich keine ganz neue Antwort auf die militärische Überlegenheit regulärer Streitkräfte ist. Und ist er nicht vor allem dort zu finden, wo die Kriegsgebiete durch ihre ökonomische Verelendung und anhaltende Auszehrung weder die Bewaffnung mit komplexeren Waffen noch die Rekrutierung eines entsprechenden Personals erlauben?

## Literatur

- Adorno, Theodor W. (1987): *Minima Moralia*, Frankfurt.  
 Bauman, Zygmunt (1992): *Dialektik der Ordnung*, Hamburg.  
 Boog, Horst/Förster, Jürgen u.a. (1991): *Der Angriff auf die Sowjetunion*, Frankfurt.  
 Bröckling, Ulrich (1997): *Disziplin*, München.  
 Creveld, Martin van (1998): *Die Zukunft des Krieges*, München.  
 Creveld, Martin van (2002): Frauen beim Militär. In: *Kursbuch* 147, März. Berlin: 135-148.  
 Engels, Friedrich (1894): 'Anti-Dühring'. MEW 20. Berlin 1990: 5-303.  
 Gantzel, Klaus Jürgen/Schwinghammer, Torsten (1995): *Die Kriege nach dem 2. Weltkrieg 1945 bis 1992*, Münster.

- Geyer, Michael (1998): Gewalt und Gewalterfahrung im 20. Jahrhundert, in: Spilker, Rolf/Ulrich, Bernd (Hrsg.) (1998): *Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914-1918*, Ausstellungskatalog des Museums Industriekultur Osnabrück vom 17.5. - 23.8. 1998. Bramsche: 240-256
- Gerlach, Christian (1999): *Kalkulierter Mord. Die Deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik. In Weißrussland 1941-44*, Hamburg.
- Jean, Francois/Rufin, Jean-Christophe (Hrsg.) (1999): *Ökonomie der Bürgerkriege*, Hamburg.
- Hagemann, Karen (1998): Venus und Mars. Reflexionen zu einer Geschlechtergeschichte von Militär und Krieg, in: Dieselse/Pröve, Ralf (Hrsg.): *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger*, Frankfurt, New York: 13-48.
- Kaufmann, Stefan (1995): *Kommunikationstechnik und Kriegführung 1815-1945*, München.
- Keegan, John (1991): *Das Antlitz des Krieges*, München.
- Kurz, Martin (1990): *Realitätsflucht und Aggression im deutschen Militär*, Baden-Baden.
- Mandeville, Bernard (1988): *Die Bienenfabel*, München.
- Matuschka, Edgar Graf v. (1968): Organisationsgeschichte des Heeres von 1890 bis 1918, in: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.), 1983: *Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939*. Bd. 3, Abschnitt V, Herrsching: 157-282.
- McNeill, William H. (1984): *Krieg und Macht: Militär, Wirtschaft und Gesellschaft vom Altertum bis heute*, München.
- Messerschmidt, Manfred (1975/6): Militärgeschichte im 19. Jahrhundert, in: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.) (1983): *Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939*. Bd. 2., Abschnitt IV, 1. Teil, Herrsching: 3-380.
- Popitz, Heinrich, u.a. (1957): *Technik und Industriearbeit*, Tübingen.
- Regling, Volkmar (1979): Grundzüge der Landkriegführung zur Zeit des Absolutismus und im 19. Jahrhundert, in: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.), (1983): *Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939*, Bd. 6, Abschnitt IX. Herrsching: 11-584.
- Salewski, Michael (1978): Die bewaffnete Macht im Dritten Reich 1933-1939, in: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.), (1983): *Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939*. Bd. 4, Abschnitt VII, Herrsching: 13-288.
- Seifert, Ruth (1996): *Militär - Kultur - Identität*, Bremen.
- Storz, Dieter (1992): *Kriegsbild und Rüstung vor 1914*, Herford.
- Streit, Christian (1997): *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-45*, Bonn.
- Treiber, Hubert (1973): *Wie man Soldaten macht*, Düsseldorf.
- Wallach, Jehuda L. (1972): *Kriegstheorien*, Frankfurt.
- Weber, Max (1980): *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen.
- Wette, Wolfram (2000): Als Deutschland sterben sollte. In: *Die Zeit*, Nr.19, 4.5.2000